

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Otto Pniower: Aus der Chronik der Oranienburger Straße.

Münzen sind in der Nachbarschaft gemacht. Bereits i. J. 1857 erhielt ich eine ziemlich abgegriffene Kupfermünze von Domitian (81—96), ausgegraben auf dem den alten Berlinern noch wohl erinnerlichen Kraatzschen Gärtnergrundstück Ecke Artillerie- und Oranienburger Straße; die andere von Constantin (316—337) ist Oranienburger Straße 59 ausgegraben. Der hier in der Ressource verwahrte große fast kugelige Stein, angeblich hier gefunden, scheint mir ein großer, schwerer Reibe-stein gewesen zu sein, passend zu einem der bekannten schweren germanischen Mahltröge (Hünenhacken), die fast immer an einem Ende abgeschlagen und allmählich mit Hülfe eines dgl. Mahlsteines beim Kornquetschen und Kornmahlen ausgehöhlt worden sind. Die Münzen sind unter 1039 u. 9878 im Märkischen Museum verwahrt.

Hierauf hielt Herr Professor Dr. Pniower einen Vortrag, den wir hierunter als besonderen Aufsatz bringen.

Nach dem Vortrage begab sich die Gesellschaft zurück in den Garten, wo das Abendbrot eingenommen wurde, und wo man noch lange bei munterem Geplauder zusammenblieb.

Aus der Chronik der Oranienburger Straße.

Von Otto Pniower.

Nachdem Sie die Geschichte der Gesellschaft, die uns heute gastlich aufgenommen hat, gehört haben, sei es mir gestattet, einiges aus der Geschichte der Straße, in der wir uns befinden, zu berichten.

Die Oranienburger Straße gehört nicht zum alten, wohl aber zum älteren Berlin. Ihr eigentlicher Geburtstag ist unbestimmt d. h. wann sie ihren heutigen Namen erhielt, ist nicht auf das Jahr anzugeben. Wie vielen von Ihnen bekannt sein wird, schloß das alte Berlin im Norden das Spandauer Tor ab, das da stand, wo die Spandauer und Neue Friedrichstraße zusammentreffen. Von dort aus führte eine Heer- und Landstraße nach Spandau und Hamburg. Bei der neuen Befestigung der Stadt, die unter dem Großen Kurfürsten von 1658—80 durchgeführt wurde, ward die nächste Umgebung in der Spandauer Straße umgestaltet und auch die frühere Spandauer Heerstraße verändert. Streckenweise fiel sie nun mit der Straße zusammen, in der wir uns eben befinden.

In die Zeit nach der Beendigung der neuen Befestigung fällt ihre Entstehung, ohne daß sie jedoch sogleich einen bestimmten Namen erhielt. Der erscheint erst im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, wo wir ihn auf den Plänen der Königlichen Residenzstadt Berlin finden. Vgl. den Plan von Dusableau v. J. 1723. Das Werden und die Entwicklung der Oranienburger Straße hängt aufs engste mit der Geschichte

des in der älteren Zeit bedeutendsten in ihr befindlichen Grundstücks, des Schloßchens und Gartenterrains Monbijou, zusammen. Schon im 16. Jahrhundert besaßen die Kurfürstinnen hier ein Vorwerk. Das Gebiet wurde zeitweise bedeutend vergrößert. 1670 gehörte der Kurfürstin Dorothea das gesamte Gelände zwischen der Spree, der Oranienburger Straße und dem Zuge der Friedrichstraße nördlich von der Weidendammer Brücke. Allein schon ihre Nachfolgerin, Sophie Charlotte, entäußerte sich eines großen Teiles dieses Besitzes, indem sie 1691 das vor dem Spandauer Tore zwischen ihrem Lustgarten und den Festungswerken belegene Gelände zu Bebauungszwecken parzellierte und bis 1698 auch das Terrain westlich von dem Garten an Private überließ.

Das war so zu sagen die Geburtsstunde der Oranienburger Straße. Damals wurden die ersten Häuser in ihr errichtet. Die weitere Bebauung ging nicht eben rasch vor sich. Nicolai, der bekannte Schriftsteller und Geschichtschreiber Berlins, berichtet in seiner Beschreibung der Residenz (3. Aufl. 1786 1,38), daß 1697 etwa vier Häuser in der Straße vorhanden waren. Das moderne Tempo Berliner Straßenanlagen war dazumal noch nicht erreicht. Erst unter Friedrich Wilhelm I. füllten sich die Lücken mehr und mehr. Auf einem Plan der „Nördlichen Seite der Residenzstadt Berlin“ vom Jahre 1717, den Anna Maria Wernerin gezeichnet, Georg Paul Busch, der Lehrer Georg Friedrich Schmidts, gestochen hat, erscheint sie dann reichlich mit Häusern besetzt. 1713 wurde hier an der Ecke der Wassergasse, der heutigen Artilleriestraße, ein Wohnhaus für Postillione errichtet, zu dessen Aufbau sämtliche Postbedienstete freiwillig beitrugen. Auch der König steuerte eine Summe bei und gab einen Vorschuß. Unter Friedrich dem Großen wurde i. J. 1766 dieses Postillionhaus in eine Posthalterei umgewandelt. Denselben oder ähnlichen Bedürfnissen dient das Grundstück heute noch, nachdem in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollständig neue Bauten auf ihm aufgeführt worden sind.

Wie es in der Gegend hier aussah, bevor die Straße angelegt war, lehren zwei Momente. Das Terrain, auf dem heute die Häuser 24—27 stehen, hieß der Weinberg, auch Schinderberg. Vielleicht befand sich also hier einmal eine Richtstätte. Und das Gebiet zwischen der Artillerie- und Friedrichstraße, das der Magistrat im Jahre 1702 verteilte, führte den Namen Gänsepfühle.

Auch in der ersten Zeit ihres Daseins kann unserer Straße nur Vorstadtcharakter eigen gewesen sein. Viehmästereien und andere Wirtschaftsgebäude, Krüge, Ausspannungen, wemns boch kommt, Gasthöfe werden sich in ihr befunden haben. In einem hier in der nächsten Nachbarschaft gelegenen Hause, das die Nummern 13—15 führt, befand sich noch vor dreißig Jahren ein Relief aus Sandstein, das jetzt im

Besitz des Märkischen Museums ist, (vgl. Rud. Buchholz, Verzeichnis der im Märkischen Museum befindlichen Berlinischen Privatalterthümer, Berlin 1890, S. 41) und von dem eine Nachbildung in einem Hofgebäude des Hauses eingemauert ist. Es stellt, wie die Abbildung zeigt, ein



aufgezäumtes Pferd dar, dessen Zügel an einem Baum befestigt sind. Über ihm steht ein Adler. Auf einer Platte befinden sich die Buchstaben V. D. M. J. Ae., die das Psalmenwort *Verbum Domini manet in aeternum* bedeuten. Die Form des Adlers weist die Darstellung in die Zeit Friedrich Wilhelms I., und man hat mit Recht vermutet, daß es einst ein Schild zu einem Wirtshause war, das etwa „Zum schwarzen Adler“ hieß.

Ich möchte Ihnen nun von einzelnen markanten Bauten der Straße das Wichtigste berichten, was am lebendigsten ihre Geschichte illustriert.

Zunächst kommt noch einmal Schloß Monbijou in Betracht und zwar zuerst der Gebäudekomplex. So wie wir ihn heute vor uns sehen, ist er nicht auf einmal geworden. Die Bauanlage hat verschiedene Phasen durchgemacht und ihre Physiognomie wiederholt geändert. Zuerst entstand der heute von der Straße aus nicht sichtbare Mittelbau. Er wurde von Eosander v. Goethe, Schlüters bekanntem Rivalen, für das Gräflin Wartensbergsche Paar im Anfang des 18. Jahrhunderts 1703 oder 1708 — das steht nicht genau fest, wahrscheinlich aber 1708 (s. Borrmann, Bau- und Kunstdenkmäler Berlins S. 315) — errichtet, Seine Hauptfront war, wie Sie auf den ausgelegten Bildern*) erkennen, nach der Spree gelegen. Das Gebäude war im üppigsten Rokoko gehalten. Die heute noch vorhandene Porzellangalerie ist eins der wenigen in Berlin noch existierenden Überbleibsel dieser malerischen Stilart. Zu dem Hauptgebäude gehörten eine Reihe von Nebenbauten mit Pavillons, Grotten und Gartenanlagen, was alles in seiner Vereinigung ein für den damaligen Geschmack höchst charakteristisches Ensemble bildete. Schloß und Garten galten für ein wahres bijou, woher es seinen Namen erhielt (*Mémoires der Markgräfin von Bayreuth zum Jahr 1718*).

Der Graf von Wartenberg behielt das Schlößchen nicht lange als Eigentum. 1710 fiel er in Ungnade, und das Besitztum wurde der Kronprinzessin Sophie Dorothea überlassen. Diese behielt es bis zu

*) Es waren zu dem Vortrag der Plan der Residenzstadt Berlin, gest. von Busch 1723, gez. von Dusableau, ferner die Ansichten des Schlosses Monbijou von C. J. Böcklin aus dem *Theatrum Europaeum* Bd. XVI und XVII 1717 und 1718, von G. P. Busch v. J. 1721 und die von Schleuen von c. 1765 ausgestellt.

ihrem Tode, der i. J. 1757 erfolgte. Sie hatte das Schloß prächtig ausschmücken lassen und erweiterte es i. J. 1726 durch Anbauten. In noch höherem Maße geschah das, als Friedrich d. Gr. zur Regierung kam. Er kaufte ein benachbartes größeres Grundstück und ließ den östlichen Bauteil mit zwei vortretenden Flügeln anlegen. Hiermit hatte das Gartenschloß seinen heutigen Umfang erreicht. Der ganze Komplex dagegen erhielt die Gestalt, die er jetzt bietet, erst fünfzig Jahre später. Nach dem Tode der Königin Sophie Dorothea blieb das Schloß an dreißig Jahre unbewohnt. Als Friedrich Wilhelm II. die Krone empfing, schenkte er es seiner Gemahlin, der Königin Friederike. Und wenige Jahre später 1789—90 wurden nach Ungers Plänen die beiden am Monbijouplatz liegenden Vordergebäude von Scheffler ausgeführt.

Damals hatte der zum Schloß gehörige Park einen bei weitem größern Umfang als heute. Immer mehr ward er seitdem eingeengt. Die erste Einbuße erlitt er, als er vor einem halben Jahrhundert i. J. 1854 für die Erbauung des Domkandidatenstifts den Grund und Boden hergeben mußte. Das Gebäude, von Stüler entworfen, trägt ganz den Charakter der in dieser Zeit in unserer Stadt errichteten kirchlichen Bauten z. B. der Jakobikirche in der Oranien-, der Lukaskirche in der Bernburgerstraße. Damals reichte der östlich von dem Stift gelegene Teil des Parkes noch tief in die Straße hinein. Dessen werden sich manche von Ihnen noch erinnern. Denn erst zwanzig Jahre später, im Anfang der siebziger Jahre, wurde sie an dieser Stelle auf die heutige Breite gebracht. Zu gleicher Zeit oder kurz darauf wurden die Häuser 77—78 errichtet, die die Wohnungen für die Beamten des Hofstaats enthalten.

1884—85 wurde im Park die englische Georgskirche gebaut, und vor etwa zwölf Jahren die Interimskirche für den Dom, die aber hoffentlich wieder verschwinden wird. Noch in der allerletzten Zeit erfuhr der Park eine nicht unbeträchtliche Einschränkung. Damit vom Nordwesten aus ein eigener Zugang zu dem neuen Kaiser Friedrichs-Museum geschaffen werde, wurde von der Oranienburger Straße aus eine neue, noch nicht einmal benannte zur Spree hin angelegt. Ihr Land führte über Parkgebiet, das abgetreten werden mußte. Auch den Abriß vorhandener Gewächshäuser und den Aufbau neuer hatte diese Änderung zur Folge.

Innerhalb der Mauern des Schlosses spielte sich manches Interessante ab. So nahm Peter der Große bei dem Besuch, den er i. J. 1718 dem Berliner Hof abstattete, mit seinem zahlreichen weiblichen Gefolge hier sein Absteigequartier. Die Aufnahme im Königlichen Schloß, die ihm angeboten wurde, soll er, der die Barbarei seines Gesindes nur zu gut kannte, abgelehnt haben. Seine Leute hausten denn auch in dem Palais nicht viel anders als vor etwa dreißig Jahren die Umgebung des

Schahs von Persien im Schloß Bellevue. „Nach der Abreise des Besuches sah es im Schloß aus wie in Jerusalem nach der Zerstörung. Nie sah ich Ähnliches. Alles war so zu grunde gerichtet, daß die Königin gezwungen war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen.“ So berichtet die Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs des Großen Schwester in ihren Memoiren, in denen sie von dem Aufenthalt des russischen Kaisers recht ergötzliche Einzelheiten zu erzählen weiß. Auch der Baron v. Pöllnitz spricht in seinen Erinnerungen (1791 Bd. 2 S. 65 f.) von dem von den Fremden geübten Vandalismus.

Friedlicher ging es ungefähr hundert Jahre später hier zu. Damals bewohnte den größeren Südflügel des Vordergebäudes der Bruder der Königin Luise, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Er war 1815 eingezogen und blieb bis zu seinem Tode 1837 Bewohner. Er war ein Mann von vielen künstlerischen Interessen und besaß in ungewöhnlichem Maße die Gabe schauspielerischer Darstellung. Er und der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV, waren besondere Verehrer von Goethes damals noch allzu wenig gekanntem Faust (s. darüber Zelters Brief an Goethe vom 9. Mai 1816) und wünschten, das Drama auf der Bühne dargestellt zu sehen. Da das Unternehmen für ein ständiges berufsmäßiges Theater zu jener Zeit geradezu frevelhaft erschien, entschlossen sie sich, es mit Hilfe von Künstlern und zugleich halb dilettantisch durchzuführen. Jahrelange Versuche und Bemühungen, partielle Darstellungen gingen der Hauptaufführung voran. Sie fand endlich im Schlosse Monbijou am 24. Mai 1820 statt. Der Herzog spielte selbst den Mephisto, Pius Alexander Wolff den Faust, Madame Stieh das Gretchen. Die Musik war vom Fürsten Radziwill komponiert.

Dies war die erste bühnenmäßige Verkörperung des Welt dramas. Erst neun Jahre später wagte der Intendant des Braunschweiger Theaters, Klingemann, dem Wunsch seines Herzogs nach einer Aufführung auf der Bühne nachzukommen. Am 19. Januar 1829 ging der erste Teil des „Faust“ zum ersten Mal über die Bretter, die die Welt bedeuten, mehr als zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen. Jetzt erst war das Wunderwerk für das Theater erobert.

Über die eingehenden Vorbereitungen zu der Darstellung im Schlosse Monbijou, die Proben, die Aufführung selbst berichtet Zelter eingehend und interessant in seinen Briefen an Goethe. (Die prächtige Korrespondenz der beiden Freunde ist kürzlich bei Reclam erschienen und jedem zugänglich.) Über die Hauptaufführung schreibt er an den Dichter: „Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, in dem dies alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Komponisten, einen wirklich guten König mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Kapelle erster Art, wie man sie findet und endlich einen

Singchor von unsern besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrenteils schönen Mädchen und Männern von Range (worunter ein Konsistorialrat, ein Prediger, eine Konsistorialratstochter), Staats- und Justizräten besteht und dies alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz [Graf Brühl], der den Maschinenmeister, den Dirigenten, den Souffleur macht, in der Residenz in einem königlichen Schlosse: so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben.“

Herzog Karl spielte den Teufel mit größter Meisterschaft. Es war darüber damals ein Spottvers im Umlauf, als dessen Autor man einen als patriotischen und satirischen Dichter berühmten Staatsrat (Stagemann?) nannte.

Als Prinz, als General, als Präsident des Staatsrats schofel,
Unübertrefflich aber stets als Mephistophel.

Vgl. Hermann Kletke, Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß, Berlin 1873, S. 214.

Der vom Herzog von Mecklenburg nicht bewohnte Teil des Schlosses, das alte Gebäude im Park, diente seit dem Tode der Königin Friederike (1815) zur Unterbringung von Kunstsammlungen. So fanden i. J. 1816 die ersten in Paris gefertigten Gipsabgüsse nach Antiken hier Unterkunft. Hier wurden auch die aegyptischen Altertümer des Herrn v. Minutoli aus denen unser aegyptisches Museum hervorging, aufgestellt. 1877 wurde dann in diesen Räumen das Hohenzollern-Museum eröffnet. Im Vordergebäude, das einst vom Herzog Karl von Mecklenburg bewohnt wurde, befindet sich heute die Hofapotheke.

Noch zu einem andern theatergeschichtlichen Faktum steht die Oranienburger Straße in Beziehung. Auf dem Terrain, das heute das Haus 81/82 einnimmt, das zugleich Mönbijouplatz Nr. 5 bildet, auf dem sich ehemals die zum Vorwerk der Kurfürstin gehörige Schenke befand, stand am Ende des 18. Jahrhunderts ein Theater. Wann es errichtet wurde, steht nicht ganz fest. Nicolai³, S. 43, erzählt, daß es der Pantomimenspieler Bergé i. J. 1760 erbaut habe, Plümicke in seinem Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin (Berlin 1781) bemerkt S. 148, daß es erst kurz nach dem siebenjährigen Kriege, S. 264 sagt er dagegen, daß es in seinen letzten Jahren geschehen sei. Darnach wird wohl Nicolai recht behalten. Vgl. noch Brachvogel, Geschichte des Königl. Theaters zu Berlin I, 180. Es wurden hier zunächst kleine Pantomimen, später französische Singspiele aufgeführt. Hier spielte auch Franz Schuch der Sohn, der 1764 Possen gab. (Beitrag zu einem Theaterhandbuch für das Jahr 1799, Berlin, S. 11). 1769 erwarb es dann der bekannte Schauspieler und Theaterdirektor Döbbelin, dem schon das in der Behrenstraße Nr. 55 belegene gehörte, für 6880 Taler (Plümicke S. 264, Theaterhandbuch S. 11). Es wurde später nur wenig

benutzt, da, wie Nicolai berichtet, Döbbelin die Schauspiele fast beständig in dem Hause der Behrenstraße aufführen ließ.

Wie lange es existiert hat, gelang mir nicht genau festzustellen. Der von Nicolai selbst besorgte Auszug aus seinem großen Werk über Berlin vom Jahre 1793 kennt es nicht mehr (S. 152). Die „Anschaulichen Tabellen von der gesammten Residenz-Stadt Berlin“ von Neander v. J. 1799 verzeichnen auf dem Terrain Stallung und Baustelle des später ziemlich bekannt gewordenen Gastwirts Corsica. Theatergeschichtlich wurde das Haus nicht gerade von hoher Bedeutung. Dennoch ist seine Errichtung in einer Hinsicht bemerkenswert. Bis dahin wurde nämlich, abgesehen von dem 1742 eröffneten Opernhause, entweder im Rathaus oder in Buden auf dem Dönhofsplatz oder dem Gendarmenmarkt gespielt. Erst 1759 mietete sich Schuch einen Saal in einem Privatgebäude, dem Donnerschen Haus, das im Kastanienwäldchen dort stand, wo sich heute das Finanzministerium befindet. Das erste eigene, Theaterzwecken dienende Privatgebäude war das Bergésche in der Oranienburger Straße. Es ist doch wohl sehr wahrscheinlich, daß Lessing während seines letzten längeren Aufenthalts in Berlin, der vom Frühjahr 1765 bis zu dem von 1767 währte, öfters dieses Schauspielhaus besuchte, und man kann sich vorstellen, wie der künftige Verfasser der Hamburger Dramaturgie mit kritischem Blicke den harmlosen Darbietungen folgte.

Zum Schluß will ich Ihnen noch einige hervorragende Gebäude der Nachbarschaft nennen.

Einige Häuser östlich von hier, Nr. 6—9, befand sich in älterer Zeit ein Krankenhaus der jüdischen Gemeinde (Gädicke, Lexikon von Berlin, 1806, S. 434).

Elf Häuser weiter westlich von hier, Nr. 29, stand bis zum Jahre 1895 an Stelle des jetzigen, der Verwaltung der jüdischen Gemeinde dienenden Gebäudes ein Haus, in dem der bekannte Schulmann Diesterweg, dem die Pädagogik so viel verdankt, wohnte. Vorher diente es medizinischen Zwecken. Erst 1831 wurde das eben gegründete Seminar für Stadtschullehrer hierher verlegt, dessen Leitung zunächst Karl Bormann übertragen wurde. Aber schon im folgenden Jahre am 5. Mai 1832 zog Diesterweg als Direktor des Seminars und der Seminarschule hier ein und blieb bis zu seiner Amtsniederlegung im Jahre 1847 wohnen. Das Seminar selbst, für das die Räume von vornherein ungenügend waren, wurde i. J. 1879 nach der Friedrichstr. 226/227 verlegt.

Eine Nummer weiter steht das prächtige Gebäude der Synagoge mit seinen weithin sichtbaren Kuppeln. Sein Hauptraum im Innern ist von hervorragender architektonischer Schönheit. Der Bau wurde nach Plänen Knoblauchs, dem Berlin auch den glücklichen Umbau der Jerusalemer Kirche verdankt, von 1859—66 ausgeführt.

Wenige Nummern weiter nach Westen, Nr. 38, stand bis vor meh-

renen Jahren ein stilles Haus, dessen Bewohner, hauptsächlich Knaben und Mädchen in ihrer dunklen, gleichmäßigen Tracht zur Physiognomie der Straße für längere Zeit einen markanten Zug lieferten. Hier war nämlich von April 1853 bis April 1897 das ganz aus Privatmitteln zu einer segensreichen Wirksamkeit erwachsene Baruch Auerbachsche Waisenhaus für jüdische Knaben und Mädchen untergebracht. Die Anstalt befindet sich jetzt in stattlicheren Räumen mit schönen Höfen und Gärten in der Schönhauser Allee 162.

Auf der Südseite unserer Straße, Nr. 71/72, steht ein Gebäude, das seit einigen Jahren von der Post benutzt wird. Es fällt durch seine ruhige, vornehme Fassade mit zwei antikisierenden Köpfen als Schlußsteinen auf, eine Fassade, die den architektonischen Geschmack des Schlusses des 18. Jahrhunderts erkennen läßt. Es war bis zum Jahr 1898 der Sitz der großen Landesloge, die i. J. 1791 hier ihr Heim aufschlug, nachdem das Haus einen Umbau erfahren hatte.

Nicht weit ab davon auf derselben Seite stand bis vor wenigen Jahren das Haus — es trug die Nummer 67 — das Alexander v. Humboldt vom Juni 1842 bis zu seinem Tode am 5. Mai 1859 bewohnte. Ihm hatte es sein Freund, der Bankier Mendelssohn, eingeräumt. Als er hierher übersiedelt war, schrieb er scherzhaft von den Greueln des Umziehens in ein abgeschmacktes Quartier des sibirischen Stadtviertels. Hier empfing der gewissermaßen offizielle Vertreter der Berliner Wissenschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts so manchen vornehmen Gast. Hier erschien Friedrich Wilhelm IV oft zum Besuche seines Freundes und wissenschaftlichen Ratgebers.

Damals waren die Tage des Glanzes der Oranienburger Straße. Sie scheinen vorüber zu sein, aber wer will sagen, für immer? Die Straße gehörte einst zu den vornehmen der Residenz. Das lehrt ihre Geschichte, das lehren noch einzelne Häuser aus dem 18. Jahrhundert, die sich erhalten haben, wie beispielsweise gleich das Nachbargebäude Nr. 19. Noch in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde sie von begüterteren und steuerkräftigeren Einwohnern bevorzugt. Der allmähliche Übergang des alten und älteren Berlin in eine Geschäftscity und der unheimliche Zug nach dem Westen, die beide in einer für den Geschichtsfreund betrübenden Weise die Physiognomie unserer Stadt so rasch und radikal veränderten, haben auch diesen Wandel bewirkt.